

Angelika Klüssendorf: „Risse“

Rohstoff

Von Meike Feßmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.09.2023

Eine sadistische Mutter, ein alkoholkranker Vater, eine Schwester, die es zu beschützen gilt, Kindheit und Jugend in der DDR: aus diesem Lebensstoff macht Angelika Klüssendorf seit Jahrzehnten Literatur. Nach dem Tod der Eltern beleuchtet sie ihn neu. Doch manches kommt bekannt vor.

„Haben Sie das denn selbst erlebt?“. Das war einmal eine gefürchtete Frage aus dem Publikum, die kluge Moderator*innen dezent zu umspielen wussten. Doch das ist schon eine Weile her.

Mittlerweile gilt das Selbererlebthaben als die Königsdisziplin des Schreibens. Es garantiert Authentizität und eine privilegierte Sprecherposition, selbst dann, wenn das sprechende Ich Erniedrigung und Demütigung erlebt hat. Denn wer würde es wagen, Erlebnisse zu bestreiten? Und wenn die Erlebnisse besonders schrecklich waren, wird sogar das Erörtern von Formfragen schnell zu einer Frage der Pietät.

Spätestens seitdem die großartige französische Schriftstellerin Annie Ernaux 2022 den Nobelpreis erhielt, kennt das Werben mit dem Etikett „Autofiktion“ kein Halten mehr. Die 1958 in der DDR geborene und 1985 in die BRD übersiedelte Schriftstellerin Angelika Klüssendorf hat ihre harte Kindheit mit einer sadistischen Mutter und einem alkoholkranken Vater in mehreren Büchern beschrieben und auch die Folgen einer solchen Kindheit.

Handelt es sich um einen Roman?

„Risse“, ihr neuestes Buch, beginnt so:

„Ich habe meine Mutter wieder und wieder sterben lassen. Jahrzehntlang habe ich ihren Tod als Ausrede für alles Mögliche benutzt, ihn inflationiert, für nicht wahrgenommene Arztbesuche, sogar

Angelika Klüssendorf

Risse

Piper Verlag, München

176 Seiten

22 Euro

für die Absage einer Lesung musste er herhalten. Ich fühlte eine Art grimmigen Spott, wenn ich ihren Tod als Ausrede vorschob, als würde ich ihr etwas heimzahlen. Nun ist sie tot. Was ich nicht für möglich gehalten habe: Ich vermisse sie. Ich empfinde Trauer, doch meine Freude über die Trauer ist größer als die Trauer selbst.“

Angelika Klüssendorfs Trilogie über „das Mädchen“, das sie einmal war, und die Frau, die sie geworden ist, war zurecht ein großer Erfolg. „Das Mädchen“ stand 2011 auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises, „April“ 2014, „Jahre später“ kam 2018 auf die Longlist. Nun ist mit „Risse“ ein weiteres Buch für den Preis nominiert, der im Oktober auf der Frankfurter Buchmesse für den besten deutschsprachigen „Roman des Jahres“ vergeben werden soll. Aber handelt es sich bei „Risse“ überhaupt um einen Roman?

Der Auftakt ist vielversprechend. Doch nach etwas mehr als drei Seiten bricht er ab. Duktus und Schrifttypus ändern sich. Ein fast protokollarisches Sprechen setzt ein, das sich an der Außenwelt entlanghangelt, um immer wieder poetische Bilder für die Einsamkeit des Kindes zu finden, das die Ich-Erzählerin einmal war. Nach dem Tod der Großmutter ist es der Willkür und Gewalt der Eltern schutzlos ausgeliefert. Am Ende des Textes wieder ein Wechsel des Tons, das Schriftbild wird kursiv.

Das Rohe und Raue, ergänzt um die Narrative der Gegenwart

Die Autorin kommentiert nun ihren eigenen Text und trägt sogar nach, was in der Geschichte fehlt. Wer das Werk Angelika Klüssendorfs schon länger verfolgt, wird die Geschichten ihres Erzählungsbands „Aus allen Himmeln“ aus dem Jahr 2004 wiedererkennen. In seinen besten Passagen ist er von einer Rauheit, wie sie in den smarten Tagen nach der Jahrtausendwende eher selten war.

„Sie streifte sich die Schuhe von den Füßen und legte den Kopf auf den Tisch. ‚Kratz mich‘, sagte sie, ‚kratz meinen Kopf‘. Obwohl ich ihren Wunsch stets voraussah, ekelte ich mich doch jedes Mal aufs Neue, wenn ich mich über ihren Kopf beugte. Ich begann, sie zu kratzen und lautlos ihre Haare zu zählen, deren rote Ansätze wie Haken aus der hellen Kopfhaut stachen, und plötzlich spürte ich den angestauten Zorn unter ihrem Schädel, die Wut, die sich wie in einem Gefäß angesammelt hatte. Es war gefährlich, mit diesem Kopf unvorsichtig umzugehen.“

Das ist harte, klare Literatur über elterlichen Machtmissbrauch – Rohstoff im wortwörtlichsten Sinn. Die Geschichte, sie heißt „Gespenster“, erzählt auch, wie die Mutter ihre jüngere Tochter für einen

Diebstahl, den die ältere, die Erzählerin nämlich, begangen hat, als Gespenst verkleidet mit Nadeln misshandelt. Die Autorin kommentiert nun:

„Dieser Schrecken und die Lust meiner Mutter an diesem Schrecken waren das eine. Das andere: Ich war schuldig.“

Auch in ihrem Roman „Das Mädchen“ gibt es diese Szene. Dort ist die Schwester zu einem Bruder verfremdet. Und es heißt über das Mädchen, von dem in der dritten Person erzählt wird, es mache sich „Vorwürfe, ihn alleingelassen zu haben.“ Warum also nun der Kommentar? Was ist damit gewonnen? Und vor allem: wird die Rohheit der Geschichte nicht eher beschädigt, wenn man sie mit den Narrativen der Gegenwart überzieht?

Nur eine Neuauflage oder eine literarische Bearbeitung?

Scham und Schuld, das sind die Großvokabeln autofiktionaler Diskurse. Meist beziehen sie sich auf die Herkunft. Von daher rührt ihre soziale Respektabilität. „Risse“, das neue Buch der eigenwilligen Schriftstellerin Angelika Klüssendorf, segelt unter falscher Flagge. Nicht, was das Etikett „Autofiktion, radikal und bewegend!“ betrifft, mit dem der Piper Verlag wirbt. Das geht schon in Ordnung, auch wenn die Autorin es bisher gar nicht nötig hatte. Doch es handelt sich bei diesem Buch einfach nicht um einen Roman, selbst bei tolerantester Auslegung der Gattungsgrenzen.

Die zehn Geschichten des 2004 bei S. Fischer erschienenen Erzählungsbands „Aus allen Himmeln“, die der Piper Verlag nun zu „Vorgeschichten zum Erfolgsroman ‚Das Mädchen‘“ umdeutet, wurden von der Schriftstellerin mit einer Rahmenerzählung versehen, die auf insgesamt rund zwanzig Seiten eine Gegenwartsperspektive einführt, die den Erzählungen in ästhetischer Hinsicht eher schadet als nützt. Das ist ein reichlich zwiespältiges Recycling-Verfahren. Auf Nachfrage antwortet der Verlag per Mail:

„Bei ‚Risse‘ handelt es sich um eine literarische Bearbeitung vorhandener Texte (Anlehnung ‚Aus allen Himmeln‘), die in den Rahmen einer autofiktionalen Selbstinspektion gebracht werden und dadurch ein eigenständiges Werk ergeben, es ist also keine Neuauflage von ‚Aus allen Himmeln‘.“

Eine Neuedition, gegebenenfalls mit Vor- oder Nachwort, wäre klüger gewesen. Und natürlich auch ein neuer Roman, in dem die Schriftstellerin die alte Geschichte neu erzählt - oder gleich eine andere

Geschichte. Sie dürfte auch gerne erfunden sein. Dann könnte sie sich auch für einen Preis eignen, der seinem Selbstverständnis nach den besten Roman des Jahres auszeichnen soll.